



dot:  
books

*Jackie Collins*

DIE SANTANGELOS

DER WEG  
NACH OBEN

*Roman*

### *Über dieses Buch:*

So schillernd wie die Lichter von Las Vegas ... Seit er als kleiner Junge ohne einen Cent in der Tasche nach Amerika kam, hat Gino Santangelo gekämpft: um sein Überleben, um Anerkennung - und um Macht. Obwohl ihn sein heißblütiges Temperament und die Liebe zu schönen Frauen immer wieder in Schwierigkeiten bringen, hat er ein Imperium aufgebaut, in dem er allein die Fäden in den Händen hält. Niemand würde wagen, ihm die Stirn zu bieten oder ihn gar herauszufordern - niemand außer seiner schönen Tochter Lucky: intelligent, ambitioniert, skrupellos wie ihr Vater ... und doch verletzlich, wenn es um die Menschen geht, die sie liebt.

Der Auftakt zu einer fesselnden Saga über Leidenschaft, Intrigen und gefährliche Gefühle: »Unverschämt unterhaltsam«, urteilt der ›Sunday Express‹ - und ›The Sun‹ warnt: »Dieses Buch ist so heiß, dass Sie danach vielleicht eine kalte Dusche brauchen.«

### *Über die Autorin:*

Jackie Collins (1937-2015) wurde in London als Tochter eines bekannten Theateragenten geboren; ihre Schwester ist die Schauspielerin Joan Collins. Jackie flog als Teenager von der Schule, gerüchteweise, weil sie eine kurze Affäre mit dem doppelt so alten - und weltberühmten - Marlon Brando hatte. Nach einem kurzen Ausflug in die Filmindustrie, bei dem sie in England und Amerika für Kinofilme und Fernsehserien vor der Kamera stand, fand sie ihre wahre Passion - und begann zu schreiben. Jackie Collins' Debüt wurde 1968 sowohl ein internationaler Bestseller als auch ein Skandal, weil sie ohne falsche Scham über starke Frauen und deren Liebesleben schrieb. Zahlreiche ihrer mehr als 30 Romane, die sich weltweit

über 500 Millionen Mal verkauften, wurden verfilmt. Jackie Collins war zweimal verheiratet und die Mutter von drei Töchtern.

Mehr Informationen über die Autorin auf ihrer Website:  
[www.jackiecollins.com](http://www.jackiecollins.com)

Bei dotbooks erschien Jackie Collins große Familiensaga rund um die ebenso leidenschaftliche wie skrupellose Lucky Santangelo: »Die Santangelos: Der Weg nach oben«, »Die Santangelos: Freundinnen und Feinde«, »Die Santangelos: Der Traum von Hollywood«, »Die Santangelos: Eiskalte Rache« und »Die Santangelos: Träume und Intrigen«.

\*\*\*

eBook-Neuausgabe August 2022

Die Originalausgabe erschien 1981 unter dem Titel »Chances« bei Pan Macmillan, London. In Deutschland wurde dieser Roman 1998 zunächst unter dem Titel »Lady Boss« und 2001 unter dem Titel »Lucky Star« bei Knauer veröffentlicht.

Copyright © 1981 by Jackie Collins

Copyright © 1998 der deutschsprachigen Erstausgabe bei Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf., München

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung  
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer Bildmotive von shutterstock.com

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ts)

ISBN 978-3-98690-015-1

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

In diesem eBook begegnen Sie möglicherweise Begrifflichkeiten, Weltanschauungen und Verhaltensweisen, die wir heute als unzeitgemäß oder diskriminierend verstehen. Bei diesem Roman handelt es sich um ein rein fiktives Werk, das vor dem Hintergrund einer bestimmten Zeit spielt oder geschrieben wurde – und als solches Dokument seiner Zeit von uns ohne nachträgliche Eingriffe neu veröffentlicht wird. Diese

Fiktion spiegelt nicht unbedingt die Überzeugungen des Verlags wider.

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter](http://www.dotbooks.de/newsletter) (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Santangelos 1« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)  
[www.facebook.com/dotbooks](http://www.facebook.com/dotbooks)  
[www.instagram.com/dotbooks](http://www.instagram.com/dotbooks)  
[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Jackie Collins***  
**DIE SANTANGELOS:**  
**Der Weg nach oben**

Roman

Aus dem Englischen von Helga Künzel

dotbooks.

*Jeder hat den Hang zum Diebstahl in sich. Die meisten haben nur nicht den Mumm, ihm nachzugeben.*

»Lucky« Luciano

*Es ist eine Männerwelt, und so soll es auch sein.*

Vincent Teresa

*Einmal drin, gibt es kein Heraus mehr.*

Al Capone

# **ERSTES BUCH**

## Kapitel 1

New York, Mittwoch, 13. Juli 1977

Costa Zennocotti starrte die junge Frau an, die auf der anderen Seite seines reich geschnitzten Schreibtisches aus edlem Holz saß. Sie sprach rasch, gestikulierte lebhaft und verzog immer wieder das Gesicht, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. Himmel! Er hasste sich, weil er solche Gedanken hatte, aber sie war die sinnlichste Frau, die ihm je unter die Augen gekommen war ...

»Costa?«, fragte sie scharf. »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Natürlich, Lucky«, antwortete er rasch und ein wenig verlegen. Sie war zwar nur ein schlankes junges Ding – wie alt mochte sie jetzt sein, sieben- oder achtundzwanzig? –, dabei aber überaus gescheit und wissend. Vermutlich *wusste* sie, was er dachte.

Lucky Santangelo. Die Tochter Ginos, seines besten Freundes von Kindheit an.

Edelnutte. Kind. Emanzipierte Frau. Versucherin. Als dies alles kannte Costa sie.

»Du siehst also«, sie wühlte in einer übergroßen Gucci-Tasche und brachte eine Packung Zigaretten zum Vorschein, »dass jetzt auf keinen Fall der richtige Zeitpunkt für Vater ist, ins Land zurückzukommen. *Auf gar keinen Fall*. Du musst ihn davon abhalten.«

Costa zuckte die Achseln. Manchmal konnte sie so verboht sein. Was brachte sie auf den Gedanken, dass *irgendjemand* Gino von etwas abhalten konnte, das er tun wollte? Als seine Tochter hätte sie wissen müssen, besser als jeder andere, dass niemand ihn von etwas abzuhalten vermochte. Schließlich waren Gino und Lucky zwei von der gleichen Sorte, einander so ähnlich, wie zwei Menschen

einander nur ähnlich sein konnten. Auch im Aussehen glich Lucky ihrem Vater wie ein Ei dem anderen. Das gleiche sexuell aufreizende Gesicht mit der olivfarbenen Haut, den tief liegenden, glühenden schwarzen Augen und den breiten, sinnlichen Lippen. Der einzige Unterschied lag in der Nase: Ginos war ausgeprägt männlich, ihre kleiner, passender für eine Frau. Beide hatten rabenschwarzes, lockiges Haar. Lucky trug ihres schulterlang in einer wirren Mähne, und Gino hatte trotz seiner mehr als siebenzig Jahre noch immer einen dichten Schopf.

Wehmütig griff Costa nach oben und berührte die kahle Stelle auf seinem Schädel – es war mehr als eine Stelle, es war eine Wüste, ein dürres Stück Haut, das auch die kunstvollste Frisur nicht verdeckte. Na ja, er war achtundsechzig. Was konnte man bei diesem Alter anderes erwarten?

»Wirst du ihm Bescheid sagen?«, fragte sie. »Hm? Wirst du es tun?«

Costa verriet ihr lieber nicht, dass Gino in einer Düsenmaschine saß, die bereits über der Stadt kreiste. Bald würde er landen. Bald würde er zurück sein. Lucky würde der Tatsache ins Auge sehen müssen, dass ihr Vater das Steuer wieder übernahm.

Himmel, das würde einen Riesenkrach geben! Und er, Costa, befand sich genau in der Schusslinie.

Drei Stockwerke höher arbeitete Steven Berkely konzentriert in der Stille des Büros seines Freundes Jerry Meyerson. Die beiden hatten vereinbart, dass Steven, wenn er völlige Abgeschiedenheit brauchte, das Büro nach der normalen Arbeitszeit benutzen konnte. Er fand das großartig. Keine Telefone klingelten. Niemand fand ihn hier. Sein eigenes Büro war das reinste Irrenhaus, zu jeder Tages- und auch Nachtzeit. Sogar in seiner Wohnung schwieg das Telefon selten.

Steven streckte sich und schaute auf die Uhr. Fast halb zehn. Er fluchte leise. Die Zeit war wie im Flug vergangen. Er dachte kurz an Aileen und überlegte, ob er sie anrufen sollte. Die Theaterverabredung mit ihr hatte er abblasen müssen. Das gefiel ihm an Aileen, nichts brachte sie aus der Fassung, sie nahm alles gelassen, ob es nun ein versäumter Theaterbesuch war oder ein Heiratsantrag. Er hatte sie vor drei Wochen gebeten, seine Frau zu werden, und sie hatte ja gesagt. Steven war nicht überrascht gewesen, bei Aileen gab es keine Überraschungen, doch nach Zizi, seiner Exfrau, hatte er wahrlich kein Verlangen danach.

Er war achtunddreißig und sehnte sich nach einem geregelten Leben. Aileen war dreiundzwanzig und würde es ihm geben.

Steven Berkely zählte zu den erfolgreichsten Staatsanwälten der Stadt. Als die Bewegung »Black is beautiful« entstanden war, hatte er in den Startlöchern gekauert, mit abgeschlossenem Jurastudium und viel Begeisterung. Dank seines umfassenden Wissens, seiner geistigen Wendigkeit und seines scharfen Verstandes hatte es ihn relativ wenig Mühe gekostet, dorthin zu gelangen, wohin er wollte. Sein außergewöhnlich gutes Aussehen war dabei keineswegs ein Hindernis gewesen. Er maß über einsachtzig, hatte den Körper eines durchtrainierten Sportlers, sehr offen blickende grüne Augen, lockiges schwarzes Haar und eine Haut in der Farbe von Milkschokolade. Entwaffnend wirkte an ihm, dass er sich seines guten Aussehens eigentlich gar nicht bewusst war. Das brachte die Leute aus dem Gleichgewicht. Sie erwarteten Selbstgefälligkeit und fanden Höflichkeit. Sie erwarteten Arroganz und fanden einen Mann, den die Gedanken und Gefühle anderer beschäftigten.

Methodisch sortierte er seine Papiere und legte die geordneten Stapel in seine abgewetzte Aktentasche. Dann schaute er sich im Büro um, schaltete die

Schreibtischlampe aus und ging zur Tür. Er hatte an einer Sonderermittlung gearbeitet, und allmählich zeichnete sich ein Ergebnis ab. Er war müde, aber es war eine angenehme Müdigkeit, wie man sie nach harter Arbeit verspürte – seinem liebsten Zeitvertreib. Harte Arbeit schlug den Sex jederzeit, was den reinen Genuss anbelangte. Nicht dass Sex ihm keinen Spaß machte; mit der richtigen Frau war er wunderbar, aber Zizi war regelrecht davon besessen gewesen. Gib, gib, gib. Die geile kleine Zizi hatte zu jeder Tagesstunde Sex haben wollen, und wenn er nicht zu Hause gewesen war – nun, sie hatte Wege gefunden, sich die Zeit zu vertreiben. Er hätte auf seine Mutter hören und sie gar nicht erst heiraten sollen. Aber wer hört schon auf die Mutter, wenn er Ameisen in der Hose hatte?

Mit Aileen war alles anders. Sie war ein nettes, altmodisches Mädchen und gefiel seiner Mutter sehr. »Heirate sie«, hatte seine Mutter ihm geraten, und genau das gedachte er zu tun.

Er ließ den Blick ein letztes Mal durchs Büro schweifen und ging zum Lift.

Dario Santangelo grub die Zähne in die Lippen, um nicht zu schreien. Über ihm bewegte sich der magere dunkelhaarige Junge stetig auf und ab. Schmerz. Wonne. Köstlicher Schmerz. Schier unerträgliche Wonne. Nicht ganz ... Noch nicht ... Dann konnte er nicht mehr an sich halten. Er schrie, und sein Körper zuckte, unbeherrschbar im Höhepunkt.

Der dunkle Junge zog seinen noch immer steifen Penis sofort zurück. Dario rollte sich herum und seufzte. Der Junge stand auf und schaute auf ihn hinunter.

Dario fiel ein, dass er nicht einmal den Namen des Burschen wusste. Ein weiterer namenloser dunkelhaariger Jugendlicher. Na und? Er versuchte nie, sich mehr als

einmal mit ihnen zu treffen. Ficken, und dann ab mit ihnen. Er musste kichern. So lief das Spiel, nicht wahr?

Als er vom Bett aufstand und zur Badtür ging, musterte ihn der Junge reglos und stumm. Lass ihn schauen, lass ihn starren, mit *ihm* würde er es nicht mehr machen.

Im Bad schloss er die Tür ab und ließ warmes Wasser ins Bidet laufen. Er hatte hinterher immer das Bedürfnis, sich zu waschen. Es war wunderbar, während es geschah, aber danach ... Nun, am liebsten vergaß er alles, verdrängte es, bis der nächste dunkelhaarige Junge auf der Bildfläche erschien. Dario hockte sich rittlings aufs Bidet, seifte sich ein, drehte den Duschhahn auf kalt und ließ den eisigen Strahl auf seine Hoden spritzen, die sich in belebender Weise zusammenzogen. Den ganzen Tag war es so heiß gewesen, so schwül und stickig. Er hoffte, dass der dunkelhaarige Junge nicht bleiben wollte. Vielleicht sollte er ihm etwas Geld geben und versuchen, ihn loszuwerden. Mit zwanzig Dollar war das normalerweise zu bewerkstelligen.

Er zog einen Veloursbademantel an und betrachtete sich im Spiegel. Man sah ihm seine sechsundzwanzig Jahre nicht an. Er sah aus wie neunzehn, schön, schlank, groß, blaue Teutonenaugen und glattes blondes Haar. Er glich seiner Mutter; mit seinem Vater Gino und seiner Schwester Lucky, diesem Luder, verband ihn eine rein unkörperliche Verwandtschaft.

Er schloss die Badezimmertür auf und ging ins Schlafzimmer zurück. Der Junge hatte seine schmutzigen Sachen, die Jeans und das T-Shirt, wieder angezogen, stand am Fenster und schaute hinaus.

Dario trat an die Kommode und zog aus einem kleinen Bündel Banknoten zwei Zehndollarscheine heraus. Er hatte nie viel Geld in der Wohnung – es wäre nicht gut gewesen, seine Zufallsbekanntschaften in Versuchung zu führen.

Er räusperte sich, um den Jungen wissen zu lassen, dass er wieder da war. *Dreh dich um, nimm das Geld und geh,*

befahl er stumm.

Der Junge drehte sich langsam um. Die Wölbung vorn in seinen Jeans sah aus, als habe er immer noch eine Erektion.

Dario hielt die beiden Zehndollarscheine hoch. »Fahrgeld«, sagte er freundlich.

»Hol dich der Teufel«, erwiderte der Junge unfreundlich, hielt einen Schlüsselbund hoch und klimperte drohend damit.

Dario bekam es mit der Angst. Er hasste Schwierigkeiten und Gewalt jeder Art. Das Bürschchen hier würde Schwierigkeiten machen; dies hatte er irgendwie von dem Moment an gewusst, wo der Junge sich auf der Straße unaufgefordert an ihn herangemacht hatte. Normalerweise war es Dario, der den ersten Schritt tat, denn trotz seiner blonden Haare und blauen Augen sah er nicht aus wie ein Homosexueller. Er wirkte ganz normal und achtete auch immer sorgfältig darauf, sich unverdächtig zu kleiden und betont männlich zu geben. Er war sogar übervorsichtig. Bei einem Vater wie dem seinen konnte er sich ein anderes Verhalten gar nicht leisten.

Langsam wich er zur Tür zurück. In seinem Schreibtisch im Wohnzimmer lag seine Lebensversicherung, eine stumpfnasige kleine Pistole vom Kaliber 0,25. Dazu bestimmt, seinen Zufallsbekanntschaften notfalls gehörigen Schiss einzujagen.

Der dunkelhaarige Junge lachte. »Wo willst du hin?« Seine Stimme hatte einen eigenartigen nasalen, quengeligen Ton.

Dario war fast an der Tür.

»Vergiss das Ding«, sagte der Junge. »Hab mich schon drum gekümmert, und die Schlüssel da, Mann, das sind *deine* Schlüssel. Kapiert? *Deine* Schlüssel. Weißt doch, was das heißt, oder? Heißt, dass wir in der Wohnung da eingeschlossen sind. Die ist zu wie Präsident Carters Arsch. Und ich wette, der ist fest zu - sehr fest, Mann.«

Langsam griff der Junge in den Bund seiner Jeans und brachte ein tödlich aussehendes Messer zum Vorschein. Gut zwanzig Zentimeter glänzenden Stahls.

»Du hast 'ne großartige Fickerei wollen«, sagte er spöttisch, »und ich werd dir 'ne großartige verpassen - 'ne wirklich ausgiebige, die du nicht so schnell vergisst.«

Dario stand reglos an der Tür. Seine Gedanken rasten. Wer war der Kerl? Was wollte er von ihm? Womit konnte er ihn bestechen?

Und vor allem, hatte ihn Lucky auf ihn losgeschickt? Hatte das Luder beschlossen, ihn endgültig auszuschalten?

Für eine Frau von mehr als sechzig Jahren sah Carrie Berkely sensationell aus. Zwei Sätze Tennis am Tag hielten sie schlank und fit. Das straff nach hinten gekämmte, von zwei Brillantspangen gehaltene schwarze Haar betonte ihren Gesichtsschnitt: hohe Wangenknochen, schräge Augen, voller Mund. Als junges Mädchen war Carrie nicht hübsch gewesen - sie hatte wild erotisch ausgesehen. Doch jetzt, mit der strengen Frisur, dem sparsamen Make-up und den eleganten Kleidern war sie eine schöne Frau. Achtunggebietend. Reich. Beherrscht. Eine schwarze Dame, die in der Welt der Weißen bis an die Spitze gelangt war.

Carrie fuhr einen dunkelgrünen Cadillac Seville, lenkte ihn langsam am Straßenrand entlang und schaute nach einem Parkplatz aus. Sie hatte die Lippen verärgert zusammengepresst, und dies entsprach genau ihrer Stimmung - sie war verärgert. So viele Jahre waren vergangen, und während der ganzen Zeit hatte ihr Geheimnis im Dunkel der Vergangenheit geruht. Jetzt aber - eine unbekannte Stimme am Telefon, und schon fuhr sie nachts durch die Straßen New Yorks auf Harlem zu, auf eine Vergangenheit zu, die sie ein für alle Mal hinter sich gewöhnt hatte.

Erpressung nennt man so etwas. Simple, reine Erpressung.

Sie hielt an einem Rotlicht und schloss die Augen, dachte an ihren Sohn Steven – so erfolgreich, so angesehen. Großer Gott, wenn er je die Wahrheit erführe ... Nicht auszudenken.

Von hinten hupte sie jemand an. Sie fuhr mit einem Ruck von der Ampel los. Langsam streckte sie die Hand aus und tätschelte ihre Tasche, ein Weihnachtsgeschenk von Steven. Er hatte einen absolut sicheren Geschmack. Der einzige Schnitzer, den er je begangen hatte, war die Heirat mit diesem Flittchen gewesen – Zizi. Doch das Weibsstück war aus seinem Leben verschwunden und würde nicht wieder auftauchen. Geld ... Welch süße Macht es doch besaß.

Carrie seufzte und schob die Hand in die Tasche. Der kleine Revolver fühlte sich kalt an. Ebenfalls Macht. Schimmerndes Metall, letztes Abschreckungsmittel.

Sie hoffte, dass es nicht notwendig sein würde, dieses Abschreckungsmittel anzuwenden. Aber sie wusste, dass es notwendig sein würde. Und wieder seufzte sie ...

Gino Santangelo war müde. Es war ein langer Flug gewesen, und die letzten zehn Minuten zogen sich endlos hin. Er hatte den Sicherheitsgurt angelegt und seine Zigarre ausgemacht. Ihn verlangte jetzt einzig danach, die Füße fest auf den Boden des guten alten Amerika zu setzen. Nach so langer Abwesenheit kehrte er nun endlich heim – ein schönes Gefühl.

Eine der Stewardessen kam den Gang entlang. »Geht es Ihnen gut, Mr. Santangelo?«, fragte sie mit strahlendem Lächeln. Alle zehn Minuten war es das Gleiche gewesen: »Haben Sie irgendeinen Wunsch?« – »Kann ich Ihnen etwas zu trinken bringen, Mr. Santangelo?« – »Ein Kissen?« – »Eine Decke, Mr. Santangelo?« – »Eine Zeitschrift?« –

»Möchten Sie etwas essen, Mr. Santangelo?« Der Präsident hätte nicht aufmerksamer behandelt werden können.

»Mir geht es glänzend«, sagte Gino zu dem Mädchen. Sie war hübsch, aber ein Flittchen; er hatte einen Blick für so etwas.

»Oh, schön.« Sie kicherte. »Wir sind bald da.«

Ja, bald würden sie da sein. New York. Seine Stadt. Sein Territorium. Seine *Heimat*. Israel war sehr angenehm gewesen. Ein erholsames Zwischenspiel. Aber er hätte die sieben Jahre seiner Abwesenheit lieber in Italien verbracht.

Gino schaute auf seine Armbanduhr, ein mit Edelsteinen besetztes goldenes Schmuckstück, das ihm vor zehn Jahren ein berühmter blonder Filmstar geschenkt hatte. Er seufzte. Bald würde er zu Hause sein ... Bald würde er sich mit Lucky und Dario befassen müssen. Ein bisschen väterlicher Rat, das war es, was die beiden brauchten.

»Kann ich Ihnen irgendetwas bringen, Mr. Santangelo?«, fragte eine andere Stewardess im Vorbeigehen. Er schüttelte den Kopf.

Bald ... Bald ...

Lucky verließ Costas Büro und trat in die Damentoilette. Sie prüfte ihr Gesicht im Spiegel und war nicht sehr zufrieden mit dem, was sie sah. Sie wirkte müde und erschöpft, hatte dunkle Ringe unter den Augen. Was ihr fehlte, waren ein Urlaub und Sonnenbräune, doch sie konnte sich weder das eine noch das andere genehmigen, bevor die Dinge nicht geregelt waren.

Sorgfältig trug sie frisches Make-up auf: Rouge, Lippengloss, Lidschatten. Dann schüttelte sie ihre schwarze Lockenmähne und schob sie mit den Fingern zurecht.

Sie trug Jeans, die sie in die Stiefel gesteckt hatte, dazu eine hellblaue Hemdbluse, deren obere Knöpfe leger geöffnet waren. Durch die dünne Seide zeichneten sich ihre

Brüste deutlich ab. Sie entnahm ihrer Schultertasche mehrere Goldketten und schlang sie um den Hals; dann streifte sie zwei breite goldene Armreifen über und vervollständigte ihre Aufmachung mit großen Kreolenringen.

Nun war sie bereit, in die Stadt zu gehen. Das Letzte, wonach sie sich jetzt sehnte, war ihre leere Wohnung.

Sie verließ die Damentoilette und drückte ungeduldig den Liftknopf. Auf ihr bewegliches Gesicht trat ein Ausdruck der Missbilligung, und sie fing an, mit dem Absatz ihrer zweihundert Dollar teuren Leinwandstiefel in nervösem Rhythmus zu klopfen. Costa wurde alt. Und, Teufel noch mal, wem gehörte eigentlich seine Loyalität? Sicher nicht ihr – wenn er es auch noch so nachdrücklich behauptete. Idiotisch, dass sie das nicht längst gemerkt hatte.

Sie schaute auf ihre Cartier-Uhr. Halb zehn. Zwei Stunden mit einem senilen alten Mann vergeudet. »Scheiße!« Das Wort entschlüpfte ihr, und sie blickte schnell den Gang entlang. Hatte jemand sie gehört? Natürlich nicht. Zu dieser späten Stunde war das riesige Bürogebäude verlassen.

Der Lift kam, und sie trat hinein. Ihre Gedanken begannen zu rasen. Wenn sich der liebe Herr Papa tatsächlich auf dem Heimweg befand, was würde passieren? Konnte sie mit ihm klarkommen? Würde er bereit sein, sie anzuhören? Vielleicht ... Schließlich war sie eine Santangelo und das einzige von Ginos beiden Kindern, das Mumm in den Knochen und etwas auf dem Kasten hatte, nicht wahr? In den vergangenen sieben Jahren hatte sie viel erreicht. Es war nicht leicht gewesen. Costa hatte ihr sehr geholfen. Aber würde er weiter auf ihrer Seite sein, wenn Gino zurückkehrte?

Lucky zog die Stirn in tiefe Falten. Verflucht noch mal. Gino. Ihr Vater. Der einzige lebende Mann, der ihr je Verhaltensvorschriften gemacht hatte und damit

durchgekommen war. Aber sie war kein kleines Kind mehr, und Gino würde der Tatsache ins Auge sehen müssen, dass er nicht mehr der Boss war. Nein, mein Herr. Sie würde nicht alles aufgeben. Macht – das beste Aphrodisiakum. Sie war am Ruder. Und sie gedachte am Ruder zu bleiben. Er würde sich mit dieser Tatsache abfinden müssen.

Steven Berkely schaute nicht von seiner Zeitung auf, als Lucky in den Lift trat. Blickkontakt war immer ein Fehler, er führte zu belanglosen Unterhaltungen wie: »Ist es nicht heiß heute?«, oder: »Herrliches Wetter haben wir.« Gespräche im Lift waren reine Zeitverschwendung. Lucky beachtete ihn genauso wenig wie er sie. Sie dachte an die vor ihr liegenden Probleme.

Steven las weiter seine Zeitung, und Lucky gab sich weiter ihren Gedanken hin, als der Lift plötzlich mit einem magenhebenden Ruck zwischen zwei Stockwerken stehen blieb und das Licht ausging. Undurchdringliches Dunkel umgab die beiden.

Dario und der dunkelhaarige Junge bewegten sich gleichzeitig, doch Dario war schneller. Er schlüpfte aus dem Schlafzimmer, schlug seinem Gegner die Tür vor der Nase zu und drehte den Schlüssel, der zum Glück im Schloss steckte, rasch herum. Nun hatte *er* den Jungen im Schlafzimmer eingesperrt, und der Junge hatte *ihn* in der Wohnung eingesperrt. Dario verfluchte sein extrasicheres Sicherheitssystem. Er hatte es ausschließlich darauf abgestellt, ungebetene Gäste draußen zu halten. Der Gedanke, dass es jemandem gelingen könne, ihn in seiner eigenen Wohnung einzuschließen, war ihm gar nicht gekommen. Nun saßen sie beide fest, verdammt noch mal. Was konnte er tun? Die Polizei rufen? Das hätte ein schönes Gelächter gegeben! Die Bullen hätten die Wohnungstür

aufgebrochen, und was dann? Die Erniedrigung, bekennen zu müssen, dass in seinem Schlafzimmer eine übergeschnappte Strichbekanntschaft mit einem Messer lauerte – und noch dazu eine männliche. Die Bullen hätten sofort gewusst, dass er Homosexueller war – und Gnade Gott, wenn das seinem Vater zu Ohren käme ...

Nein, Dario dachte nicht im Traum daran, die Polizei zu rufen.

Lucky hätte natürlich genau gewusst, was man in einer solchen Situation tat. Sie wusste in jeder Situation, was man tat. Aber wie konnte er sich an sie wenden, wenn sie ihm den Jungen vielleicht selbst auf den Hals gehetzt hatte? Das raffinierte Luder Lucky. Kalt. Ruhig. Sicher. Mehr auf dem Kasten, als gut war. Dieses *Luder* Lucky.

Ein böartiger Schlag an die Schlafzimmertür trieb Dario zur Aktion. Er öffnete die Schreibtischschublade und stellte entsetzt fest, dass seine Pistole tatsächlich nicht mehr da war. Der Junge hatte also nicht nur ein Messer, sondern auch die Pistole. Jede Sekunde konnte er das Schloss der Schlafzimmertür aufschließen und herauskommen.

Ein Angstschauder überlief Darios Körper. Genau in diesem Augenblick gingen in der Wohnung alle Lichter aus, und Dunkelheit umgab ihn. Dario war mit einem wahnsinnigen Fremdling in tödlicher Finsternis eingeschlossen.

Carrie Berkely wusste, dass sie sich verfahren hatte. Die Straßen Harlems, einst so vertraut, wirkten hässlich und fremd. Aus ihrem bequemen, vollklimatisierten Cadillac schaute sie verzweifelt auf die Straße hinaus. Geöffnete Hydranten verströmten Wasser auf schmuddelige Gehsteige, Menschen lehnten lethargisch an den Wänden oder hockten auf den Stufen der halb verfallenen Häuser.

Der Cadillac war ein Fehler. Sie hätte ein Taxi nehmen sollen. Aber jedermann wusste, dass Taxis sich nicht mehr

in die Straßen Harlems wagten – besonders nicht während einer Hitzewelle, wenn die Eingeborenen gereizt, unruhig und aufgebracht waren.

Sie gewährte einen Supermarkt und fuhr auf den Parkplatz daneben. Den Wagen stehen lassen. Zu Fuß gehen. Schließlich waren zu viele Menschen auf der Straße, als dass irgendeine Gefahr bestanden hätte. Außerdem besaß sie noch immer die beste Lebensversicherung – ein schwarzes Gesicht. Und am Informationsstand konnte sie nach dem Weg fragen. Ohnehin klüger, sie ließ den Wagen stehen, auch wenn sie so vorsichtig gewesen war, die Nummernschilder unkenntlich zu machen.

Carrie stellte den Wagen ab und ging in den Supermarkt. Trotz ihres schwarzen Gesichts starrte man sie an. Zu spät erkannte sie, dass sie hier nicht mehr herpasste. Sie sah teuer aus, roch teuer. Und sie hatte vergessen, ihren Brillantschmuck abzunehmen, die Haarspangen, die Ohrringe und den großen Solitär.

Zwei Jugendliche hefteten sich an ihre Fersen. Sie beschleunigte den Schritt. Am Informationsstand saß ein Mädchen, das sich damit beschäftigte, in den Zähnen zu stochern.

»Können Sie mir sagen ...«, begann Carrie. Sie vollendete die Frage nicht, denn mit einem Mal erloschen in dem Supermarkt sämtliche Lichter.

Turbulenzen hatten Gino nie gestört. Tatsächlich genoss er es, so durchgeschüttelt zu werden. Wenn er die Augen schloss, konnte er sich einbilden, mit einem Motorboot auf rauher See zu sein oder einen Kleinlaster über steinigtes Gelände zu fahren. Er hatte nie begriffen, wie jemand vor dem Fliegen Angst haben konnte.

Er schaute zu der allein reisenden schlanken Blondine auf der anderen Gangseite hinüber. Sie umklammerte

verzweifelt einen kleinen Flachmann und trank immer wieder in großen Schlucken daraus.

Gino lächelte beruhigend: »Das ist nur ein Wärmegewitter. Kein Grund zur Sorge. Wir werden unten sein, bevor Sie es recht merken.«

Er schaute auf das Lichtermeer hinunter, das sich unter ihnen ausbreitete. New York City. Was für ein herrlicher Anblick. »He!«, rief er plötzlich verwundert.

»Was ist?«, fragte die Frau ängstlich.

»Nichts.« Gino schlug einen lässigen Ton an. Er wollte sie nicht noch nervöser machen. Und, bei Gott, hätte sie gesehen, was er eben gesehen hatte, wäre sie furchtbar nervös geworden!

New York war vor seinen Augen verschwunden. Eben noch eine phantastische Märchenstadt aus Lichtern, und im nächsten Augenblick – nichts. Ein Meer der Schwärze.

## Kapitel 2

### Gino, 1921

»Hör auf!«

»Warum?«

»Du *weißt*, warum.«

»Sag's mir noch mal.«

»Gino, *nein*, ich mein es ernst - *nein*.«

»Aber du findest es doch schön ...«

»Tu ich nicht, nein. O Gino! Ooooh!«

Immer die gleiche Geschichte. *Nein, Gino. Nicht, Gino. Fass mich dort nicht an, Gino.* Und die Geschichte hatte immer ein Happy End. Sobald er den magischen Knopf fand, protestierten sie nicht mehr, ihre Beine öffneten sich, und sie merkten es kaum, wenn er den Finger zurückzog und ihn durch sein steifes italienisches Glied ersetzte.

Gino der Rammler, so lautete sein Spitzname. Und es stimmte, er hatte mehr Weiber vernascht als jeder andere Junge in seinem Block. Nicht schlecht für einen Fünfzehnjährigen.

Gino Santangelo. Ein lebenswerter Junge. Ein zungenfertiger Junge, der zurzeit bei seiner zwölften Pflegefamilie lebte und nach einer Fluchtmöglichkeit suchte. Er war 1909 aus Italien nach New York gekommen, im Alter von drei Jahren. Seine Eltern hatten gehört, dass man in Amerika leicht ein Vermögen machen könne, und daraufhin beschlossen, ihr Glück in der Neuen Welt zu versuchen. Seine Mutter Mira, eine hübsche Achtzehnjährige. Sein Vater Paolo, kaum zwanzig, aber voll unschuldiger Begeisterung für alles bereit, was Amerika zu bieten hatte.

Arbeit war damals schwer zu finden. Mira bekam einen Posten in einer Kleiderfabrik. Paolo nahm alles an, was des

Wegs kam - und das war nicht immer legal.

Gino machte den Frauen, die sich während der Arbeitszeit seiner Eltern um ihn kümmerten, keine Mühe. Jeden Abend um halb sechs holte ihn seine Mutter ab. Auf diesen Augenblick wartete er den ganzen Tag über.

Als er fünf war, blieb sie eines Abends aus. Die Frau, die ihn versorgte, wurde böse, als niemand erschien. »Wo bleibt deine Mama? He? He?«, schrie sie ihn immer wieder an.

Als ob er das gewusst hätte. Er drängte die Tränen zurück und wartete geduldig.

Um sieben Uhr kam sein Vater. Ein bedrückter, verhärtet wirkender Mann mit einem blassen, für seine Jahre zu alten Gesicht.

»Wo ist Mama?«, fragte Gino.

»Ich weiß es nicht«, murmelte Paolo, nahm seinen Sohn auf die Schultern und eilte in das Zimmer, das sie ihr Zuhause nannten. Dort gab er ihm zu essen und brachte ihn ins Bett.

Die Dunkelheit war keineswegs tröstlich. Gino sehnte sich verzweifelt nach seiner Mutter, aber er wusste, dass er nicht weinen durfte. Wenn er nicht weinte, würde sie am Morgen wieder da sein. Wenn er weinte ...

Mira kam nicht zurück. In der Fabrik, wo sie gearbeitet hatte, verschwand zur selben Zeit ein Geschäftsführer, ein älterer Mann mit drei Kindern - lauter Mädchen. Später, als Gino das nötige Alter erreicht hatte, machte er sich nacheinander an diese drei Mädchen heran und verführte sie systematisch. Das war die einzige Rache, die ihm einfiel. Aber sie befriedigte ihn nicht.

Nach Miras Treuebruch änderte sich das Leben. Paolo wurde bitter und heftig, und Gino war das Ziel seiner Gewalttätigkeiten. Mit sieben Jahren hatte er bereits fünf Krankenhausaufenthalte hinter sich, doch er war ein zäher kleiner Kerl, der sich im Leben zurecht fand. Er wurde ein Meister darin, sich vor Paolo zu verstecken, wenn ihm

Prügel zu drohen schienen. Und weil dann kein Kind da war, an dem Paolo seine Wut auslassen konnte, begann er seine Freundinnen zu prügeln, von denen es sehr viele gab. Diese Angewohnheit brachte ihn ins Gefängnis – und Gino sah das erste Fürsorgeheim von innen. Im Vergleich zu dem Leben dort war das Leben mit seinem Vater paradiesisch.

Paolo gelangte zu dem Schluss, dass sich Verbrechen lohnten. Es kostete keine Mühe, ihn zu krummen Touren zu überreden. Das Gefängnis wurde für ihn zur zweiten Heimat, und Gino verbrachte immer längere Zeiträume in Heimen.

War Paolo nicht im Gefängnis, galt sein Interesse hauptsächlich den Frauen. Er nannte sie »Schicksen« und vertraute seinem Sohn an: »Alles, was sie wollen, ist ficken, und das ist alles, wozu sie taugen.«

Paolo ging wie ein Stier auf sie los. Gino – manchmal im selben Zimmer festgehalten – sah zu. Es widerte ihn an, und gleichzeitig erregte es ihn. Mit elf Jahren probierte er es selbst bei einer aufgetakelten alten Hure, die sich seine zwanzig Cents schnappte und während der ganzen Zeit Flüche murmelte.

Gino, von einer Schar bewundernder Freunde umringt, zuckte die Achseln, als er herunterstieg. »Es ist nicht schlecht«, räumte er ein. »Besser als selber reiben!«

»Komm wieder, Söhnchen«, sagte die Hure glucksend. Schon der Elfjährige beeindruckte durch seine Männlichkeit.

Mit fünfzehn besaß er die Gewieftheit der Straße. Er war ein aufgeweckter, gescheiter Junge, der auch den Mund zu halten verstand. Die Kinder der Gegend bewunderten ihn und schauten zu ihm auf. Ältere Jungen wählten ihn aus, wenn sie jemand brauchten, der kleinere Geschäfte für sie erledigte. Und die Mädchen vergötterten ihn.

Erwachsene begegneten ihm voll Misstrauen: ein Fünfzehnjähriger mit den kalten, harten Augen eines

Mannes. Irgendwie hatte er, obwohl er gerne lächelte, fast etwas Bedrohliches.

Er war nicht sehr groß, einssechsendsechzig, was ihm Kummer bereitete. Darum arbeitete er eifrig an seinem Körper, lief, spielte Baseball, machte Kniebeugen, Liegestütze und Streckübungen.

Er hatte lockiges schwarzes Haar, ein weiteres physisches Merkmal, das ihn störte, darum glättete er es mit reichlich Fett. Seine dunkle Haut war makellos, er litt nicht an der verunstaltenden Akne, die seinen Freunden so zu schaffen machte - ein entschiedenes Plus. Er sah nicht im üblichen Sinn gut aus, seine Nase war zu ausgeprägt und sein Mund zu fleischig, aber er hatte ein bezauberndes Lächeln und prächtige Zähne.

Eine wirksame Kombination. Gino Santangelo hatte Klasse.

»Gino - nein!«

»Ach, komm schon, Susie. Lass es mich bloß da hintun, bloß zu dir legen. Ich steck's nicht rein, das schwör ich dir!«

»Aber, Gino ...«

»Da. Ich hab's dir gesagt. Fühlt es sich nicht gut an?«

»Mhm, ich denk schon ... Aber beweg dich nicht, *versprich*, dass du dich nicht bewegst.«

»Natürlich nicht. Ich will bloß bei dir sein, das ist alles.«  
Behutsam führte er sein Glied ein.

»Was tust du da?«, quiekte sie.

»Bloß zurechtrücken«, antwortete er, schob die Hand zwischen ihre Beine und tastete nach dem magischen Knopf.

Susie seufzte auf. Er hatte ihn gefunden.

»Ist's schön?«, erkundigte er sich.

»O ja, Gino. O ja.«

Alles geritzt. Kein Problem. Er ließ die Finger auf dem Knopf und begann sie richtig zu ficken.

Sie erhob keinen Einspruch. Er verstand zu gefallen. Im zarten Alter von zwölf Jahren hatte ihm seine vierte Pflegemutter beigebracht, den magischen Knopf zu suchen. Eine Lektion, für die er ihr ewig dankbar war. Dadurch war er den anderen Jungen überlegen, die meinten, zum Liebemachen gehöre nur schnelles Stoßen. Gino wusste, man musste es so machen, dass es den Mädchen gefiel, dass sie es wollten – dass sie sogar darum bettelten. Er dachte nicht daran, den Freunden, die ihn glühend um seine Erfolge beneideten, dieses Geheimnis zu verraten.

Susie geriet in Erregung, sie wand sich und ächzte beunruhigend. Er steigerte das Tempo.

Himmel, wie gern er Fötzchen spürte.

Himmel, wie sehr er sich wünschte, ein Mädchen zu finden, das nein sagte.

»Ooooh, Gino!«

Er kam zum Höhepunkt. Stand dann auf. Zog seine Hose an.

»Wir hätten das nicht tun sollen«, erklärte Susie ernst. Doch ihre Wangen glühten vor Wonne, und ihre kleinen Brustwarzen waren keck aufgerichtet.

»Warum nicht? Es war doch schön, oder?«

Sie kicherte zustimmend.

Gino, fertig angekleidet, wollte möglichst schnell aus der leer stehenden Garage weg, wo es dunkel war und kalt.

»Muss zu den andern«, erklärte er.

»Seh ich dich bald wieder?«

»Klar, bin immer in der Gegend.«

Susie eilte davon, Gino – die Hände tief in den Hosentaschen – stolzierte lässig in die entgegengesetzte Richtung.

Die anderen warteten auf ihn, eine Schar verwahrloster Jungen, die vor einem heruntergekommenen Drugstore lungerten. Sein bester Freund war ein drahtiger Junge

namens Catto, der mit seinem Vater bei der Müllabfuhr arbeitete, weshalb ihm stets ein unbestimmter Gestank anhaftete. »Kann nichts dafür«, sagte Catto mit einem fröhlichen Achselzucken. In dem Haus, wo er wohnte, gab es kein Bad, und wer das öffentliche Bad an der 109. Straße benutzen wollte, musste gewöhnlich zwei Stunden anstehen. Catto hatte den Ehrgeiz, ein Mädchen mit Bad aufzugabeln.

Ein anderer enger Freund Ginos war Pinky Banana Kassari, ein aufgeschossener Junge mit dem Hang, seinen großen Penis zu zeigen, der tatsächlich einer rosaroten Banane ähnelte – daher der Spitzname.

»Hast du eine vernascht?«, fragte Pinky.

»Nee, ich hab gefastet«, antwortete Gino grinsend.

»Verlogener Erzvögler ...«, brummelte Catto.

Die ganze Schar wusste, dass der Tag, an dem Gino Santangelo mal keinen Treffer landete, ein höchst ungewöhnlicher Tag sein würde.

»Was tun wir also heute Abend?«, erkundigte sich Gino.

Die Jungen berieten leise, machten einige Vorschläge, wandten sich dann wie üblich an ihren Anführer und sagten: »Was du willst.«

»Ich will, dass wir ein bisschen Spaß haben«, erklärte Gino. Es war Samstagabend, er hatte gerade ein Mädchen gehabt und fühlte sich großartig. Unwichtig, dass er ganze zehn Cents besaß, dass seine Schuhe Löcher hatten, dass den Pflegeeltern, bei denen er derzeit wohnte, sein Anblick zuwider war. Er wollte Spaß haben. Er hatte ein Recht darauf, oder?

Sie strebten dem Stadtzentrum zu wie ein Rudel Ratten, Gino voran. Er ging übertrieben großspurig, federte auf den Ballen und wiegte sich hin und her. Sie waren zu acht, piffen den vorbeigehenden Mädchen nach oder pöbelten sie an: »He, Schätzchen! Willst du's mit mir machen, Schätzchen?« – »Jej, Baby, ich könnte ins *Kitchen* kommen für das, was ich denke!«

Gino entdeckte den Wagen am Straßenrand als Erster: einen langen, glänzenden weiß-braunen Schlitten, in dem – er konnte sein Glück kaum fassen – der Schlüssel steckte! In Sekundenschnelle quetschten sich die acht Jungen hinein, und Gino, der sich selbstredend ans Steuer gesetzt hatte, fuhr wie der Blitz los. Seit seinem Schulabgang im vorigen Monat arbeitete er als Automechaniker, er kannte sich inzwischen mit Autos ganz gut aus. Das Fahren lag ihm, wie er sofort merkte. Die ersten paar Mal krachte es, wenn er schaltete, doch bald schaukelten sie lässig dahin. Sie fuhren bis Coney Island.

Die Strandpromenade war verlassen, und vom Meer her wehte eisiger Wind. Doch das störte sie nicht. Sie tobten am Strand herum, schrien und lachten, ballten den feuchten Sand zu Klumpen und bewarfen einander.

Sie waren leichte Beute für den Streifenpolizisten, der geduldig bei dem gestohlenen Wagen wartete, seine Pistole in der Hand.

Gino geriet zum ersten Mal mit der Polizei in Konflikt. Als Fahrer des Wagens – er gestand bereitwillig, dass er chauffiert hatte – bekam er die härteste Strafe aufgebremst. Man verurteilte ihn zu einem Jahr im New Yorker Heim für verwahrloste Knaben, einer strengen Besserungsanstalt in der Bronx, wohin man Waisen und erstmals straffällig gewordene Jugendliche steckte.

Gino war noch nie eingesperrt gewesen. Er fühlte sich sofort bedroht. Die Ordensbrüder, denen die Anstalt unterstand, waren hart gesottene Männer. Tags hielten sie auf strengste Disziplin, nachts hielten sie es oft mit den jüngeren Knaben. Gino war empört. Die kleinen Burschen hatten keinerlei Chance.

Gino wurde der Schneiderei zugeteilt, einer Arbeit, die ihm verhasst war. Bruder Philippe leitete die Schneiderwerkstatt mit eiserner Faust. Wen er beim Bummeln erwischte, den verprügelte er mit seinem Meterstab. Als Gino an der Reihe war, bot ihm Bruder

Philippe statt der Prügel eine andere Lösung an. Gino spuckte ihm ins Gesicht. Ab diesem Tag kam er im besten Fall drei Tage durch, ohne Prügel zu beziehen.

Als Gino sechs Monate hinter sich hatte, traf ein magerer kleiner Waisenknabe von noch nicht ganz dreizehn Jahren ein. Der Junge - Costa mit Namen - war ein gefundenes Fressen für Bruder Philippe, der nicht lange fackelte. Der Kleine versuchte sich zu wehren, doch das half ihm nichts. Die anderen Jungen beobachteten stumm, wie Bruder Philippe den bleichen Costa ins Hinterzimmer schleppte, wo er solche Dinge mit ihm anstellte, dass der kleine Kerl lauthals schrie vor Schmerzen und Pein.

Gino tat nichts, wie alle anderen. Sechs Wochen vergingen, in denen Costa immer mehr zusammenschrumpfte. Er war schon bei seiner Ankunft dürr und unterernährt gewesen, doch jetzt war er nur noch Haut und Knochen. Gino versuchte sich rauszuhalten. Wer hier überleben wollte, durfte sich nirgends einmischen.

Eines Tages, als Bruder Philippe sich Costa erneut herausangelte, spürte Gino Spannung in sich aufsteigen. Der kleine Junge wimmerte und protestierte, aber Bruder Philippe zog ihn am Arm ins Hinterzimmer und warf die Tür zu. Die Schmerzensschreie setzten fast sofort ein.

Gino konnte nicht mehr an sich halten. Er packte eine Schere, die auf einem Arbeitstisch lag, und lief hinterher.

Als er die Tür öffnete, sah er Costa, über einen Tisch gebeugt, Hose und Unterhose um die Knöchel, und Bruder Philippe, der sich anschickte, sein Glied einmal mehr in den After des mageren Kindes zu stoßen. Der Unmensch hob bei Ginos Eintritt nicht einmal den Kopf, so versessen war er auf sein Vergnügen. Er drang in den Jungen ein und pumpte ohne Rücksicht darauf, dass dessen Inneres riss. Costa brüllte vor Schmerz.

Gino handelte, ohne zu denken. Er sprang Bruder Philippe an und stieß zu. Die Schere drang durch die Jacke des bulligen Mannes und bohrte sich in seinen Arm.